

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933

28.5.1933 (No. 22)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. No 22



28. Mai 1933

Robert Volz / Selbstbesinnung in der Kunst

I.
Zur Erneuerung der Karlsruher Kunstschule.

Die größte Weisheit einer Staatsleitung und die einsichtigste und duldsamste Kunstpflege eines Landes vermöchten für das künstlerische Gesicht einer Zeit und für den Aufstieg eines Kunstlebens nichts auszurichten, wenn die schöpferischen Kräfte der Künstlerschaft versagten und Unfruchtbarkeit und Ermattung ihr Schaffen lähmten.

Aber das Bild ändert sich sofort, wenn Wille und Vermögen zur Arbeit zwar vorhanden sind, wenn aber das Untaugliche, Unehrliche und Ungefunde — das niemals fehlen wird — kein Splitter mehr ist, sondern ein Großteil der gesamten Leistung. Dann wird es zur Aufgabe einer zielsicheren Kunstpolitik, die Spreu vom Weizen zu scheiden, die aufbaufähigen Kräfte zu sammeln und zu stützen, die anderen abzurängen und den Kunstsin der Verbraucher, wie gefestigt oder wie erschüttert er im Augenblicke auch sein mag, um so vorsichtiger zu behandeln und um so unmerklicher zu führen, je entwurzelter die Zeitalter sich geben, je mehr die Kunst von ihrer Verbundenheit mit dem Volkstume verloren hat.

Dieses Volkstum ist jedoch etwas ganz anderes als der vielberufene Zeitgeist, den man bald zur Rechtfertigung oder zur Entschuldigung zu zitieren beliebt oder auch für alles Unvollkommene und Lebensunfähige verantwortlich zu machen für bequem hielt.

Gerade darin lag die Tragödie des Niederganges unseres kulturellen Lebens, daß der Zeitgeist, dem die Novemberrevolte in den Sattel geholfen hatte, von den politischen Machthabern zur Richtschnur bestimmt wurde. Im gleichen Maße aber, wie man den wurzellosen, unorganisch, aber um so zudringlicher auftretenden Kräften Duldung gewährte und aus Gründen innerpolitischer Verbundenheit Vorschub leistete, erschwerte man der entgegengekehrten Weltanschauung, die ohnehin schon durch den Verlauf der Dinge im Innersten getroffen war, den Fortbestand ihrer Auswirkungen.

Doch wenn es noch eines Beweises von der sieghaften Lebenskraft ursprünglichen, volksverbundenen, beziehungsreichen künstlerischen Wollens bedurft hätte, so müßte der Umschwung, in dem wir selbst noch mitten drin stehen, auch dem ungläubigsten Zweifler gezeigt haben, wie unmittelbar, wie unausweichlich die Auflehnung gegen das zehrende Gift unseres entarteten Kunstlebens ganz aus eigener Kraft eingeseht hat. Und man soll heute nirgends so töricht sein, zu behaupten, daß die Ausmerzungen einer unhaltbar und unerträglich gewordenen Kunstwirtschaft mit Stumpf und Stiel auch nicht besser, auch nicht gerechter, auch nicht maßvoller sei als das Vorgehen der Kunstpfleger nach 1918! Der gewaltige Unterschied zwischen damals und heute liegt darin, daß man jetzt nach ganz klaren und eindeutigen Anschauungen einer Kunst die Wege bereitet, die Ausdruck eines reinen Naturgefühls, eines verinnerlichten Weltbildes und einer idealistischen Lebensauffassung ist. Will man es wirklich wagen, das machtvolle Eintreten für diesen lebendigen Geist künstlerischer Erneuerung mit der ungebildeten und gewissenlosen Kunstpolitik der Nachkriegsjahre auch nur in einen fernen Vergleich zu setzen?

Die einzige „Entschuldigung“, die die Vergangenheit für sich in Anspruch nehmen könnte, wäre die, daß die politische und wirtschaftliche Verkrümmung Deutschlands seinen Zustand geistiger

und seelischer Entkräftung mehr und mehr verschlimmert hat und daß dieser Boden auch für eine äußerliche, künstlich erregte, vor allem verneinende und im Ergebnis belanglose Kunst aufnahmefähig war. Aber wären die neuen Männer, die 1918 das Steuer übernahmen, befähigt gewesen, ein niedergebrochenes Volk wieder aufzurichten, dann hätten sie sich auch mit einer anderen Geistigkeit und mit einer anderen Kunst verbündet. Daß sie das nicht taten, weil sie es gar nicht konnten, und daß durch die langen Jahre hin sogar im Zeichen wachsender Selbstbesinnung kaum irgendwo dem Kunstleben von Staats wegen neue Ziele gesetzt worden sind, weiß niemand besser als die Stillverschworenen, denen nichts in der Finsternis deutscher Schwäche und Trübsal den Blick für die Ursachen des Niederganges verschleiert und die Kraft der Herzen im einsamen Widerstande und im verlassenen Glauben gebrochen hat. Was soll nun werden? — Viel ist zu tun.

Der Kunstunterricht, die Heranbildung des künstlerischen Nachwuchses, die allgemein gültige Schaffung der handwerklichen Voraussetzungen und die Grundlagen für eine künstlerische Anschauung bedürfen in allererster Linie durchgreifender Reform. Der Lehrkörper erheischt eine andere Zusammensetzung, wobei die Frage der Trennung der Kunstgewerbeschule von der Kunstschule trotz ihrer weitreichenden grundsätzlichen Bedeutung erst in zweiter Linie Berücksichtigung verlangt. Zuerst, zuallererst muß einmal dafür gesorgt werden, daß die Kunstunterweisung, die weit mehr noch als die Wissenschaft nur das notwendige Rüstzeug bereiten und mit auf den Weg geben kann, an die lebendige Ueberlieferung anknüpft, und die Vergangenheit der Karlsruher Kunstakademie ist glänzend und lebensvoll genug gewesen, um die Anknüpfung an eine weitgespannte und nichts weniger als künstlerisch engherzige Tradition ohne weiteres zu ermöglichen.

Es war gewiß eine selten günstige Fügung der Umstände, daß die Träger der früheren Kunstschule nicht nur als Lehrer ausgeprägte, festverwurzelte Persönlichkeiten von hohem Bildungsgrade gewesen sind, sondern daß sie auch als schöpferische Künstler mit in vorderster Reihe gestanden und so das Ansehen und den Ruf von Karlsruhe als Kunststadt und als Stadt der Kunstfänger weit hinaus in die Lande getragen haben. Gerade diese Feststellung ist notwendig, weil man nach dem Kriege gemeint hat, es komme in allererster Linie darauf an, irgendwelche bekannte Namen als Lehrer für Karlsruhe zu gewinnen, darunter Namen, die eine völlig kunstfremde Schicht — vielfach Hand in Hand mit einem verderblichen Kunsthändlerium — in den Vordergrund gerückt und auf den Schild erhoben hatte.

In Wirklichkeit jedoch ist wichtig einzig und allein — genau wie bei einer tüchtigen wertvollen Frau — nicht das Gentile, sondern das gediegene, echte Können und das zuverlässige, unerschütterliche Wollen aus der Fülle eines starken, geraden Lebensgefühls heraus. Wer der Kunstjugend solche Lehrer gibt, hat alles getan, was dieser Beruf erheischt, für den das Vorbild, dem die Duldsamkeit helligste Pflicht sein muß, und das geheime Wunder des Talent alles bedeuten.

Wohl ist es richtig, daß gute bekannte Namen ein Magnet für eine Kunstschule sind und daß ein wenn auch einseitig und eigenwillig schaffender Künstler die vorwärtsdrängende Jugend zu be-

geistern und an sich zu ziehen vermag, und es ist auch gar keine Frage, daß Künstler, die schon im Bewußtsein der Öffentlichkeit stehen, dem Kunstleben einer Stadt leichter als andere Antriebe und Richtung geben können. Aber im Zweifel darf bei einer Berufung in den Lehrkörper nichts anderes entscheiden als die feststehende Eignung zu einem grundlegenden Unterricht.

Es kommt also schließlich auf die Erfahrung, die Menschenkenntnis und die Vertrautheit mit der lebenden Künstlerschaft an, wenn die für die staatliche Kunstpolitik verantwortlichen Männer, die jetzt die Reform unserer Kunstschule auf Jahre hinaus vorbereiten und festlegen, ihre schwerwiegenden Entscheidungen treffen. Jetzt gilt es, der Kunst einen neuen Platz im Leben der Nation zu erringen, ihre Loslösung vom Volkstum aufzuhalten und deshalb in erster Linie die praktischste Kunstpflege, den Kunstunterricht, so zu gestalten, daß eine mit allem Erlernbarem ausgestattete Künstlerschaft in die Zukunft hineinwächst.

Hier möge Karlsruhe beispielgebend voranschreiten!

Wilhelm Lübke, der heutigen Generation kaum noch ein Begriff (trotz seines von Weltrung geschaffenen Denkmals in der Voßstraße), seit 1885 Professor der Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule und schon bald danach auch Generaldirektor der Kunstsammlungen (gestorben im April 1893), schrieb in seinem „Grundriß der Kunstgeschichte“ aus dem Jahre 1886 am Schluß:

„... Die Abwege ins Außerliche, Naturalistische und Leere liegen unserer heutigen Kunst, vor allem der Malerei, deshalb so gefährlich nahe, weil der Zug der Zeit ein überwiegend realistisch ist. Darum muß sie ihr ewiges Erbeil des Idealen wahren, muß treu, wahr und tief sich dem Leben hingeben, aber in den Erscheinungen desselben nicht die blendende Hülle, sondern den unvergänglichen Gehalt zu erfassen suchen. Das ist ihre Aufgabe, ihr Beruf, das die Bedingung für ihre lebendige Fortdauer.“

Zu allen Zeiten also war die Kunst in Gefahr, damals wie heute, und zu allen Zeiten drohen ihr die gleichen Abgründe. Aber die Erkenntnis der Männer, die zu Führern und Lehrern bestimmt waren, reichte aus, sie zu schützen und durch ihre ewigen Werte die Schwächen der Vergänglichkeit immer wieder neu überwinden zu lassen. Das ist die Aufgabe, vor die wir gestellt sind. Vergessen wir darum in dieser Zeit auch niemals die weise Duldsamkeit, die auf dem Boden einer in ihren Grundfäden und Zielen abgeträgten und ausgeprägten Kunstübung steht und ebenso

wichtig wie die Einsicht ist, daß der Staat nie in den Fehler verfallen darf, Kunststiftator sein und die Kunst geschmacklich in eine bestimmte Richtung drängen zu wollen.

Die Kunstschule aber wird als ein Sammelpunkt künstlerischer Energien bei richtigem Einfaße ihrer Kräfte sehr schnell über ihren eigentlichen Bezirk einer Unterrichtsanstalt hinausgreifen und dem künstlerischen Leben der Stadt und des Landes frische Anregungen bringen und neue Aufgaben stellen und so mitwirken, die Kunst im besten Sinne des Wortes volkstümlich zu machen.

Eine lange, viel zu lange Galgenfrist ist abgelaufen! — Und sie hat vor allem auch deshalb so lange gewährt, weil aus tausenderlei Gründen die Verantwortungsfreudigkeit der Presse auf sich warten ließ und vielleicht auf sich warten lassen mußte. Das mag gerade jetzt mit besonderem Nachdruck an der Schwelle in eine neue Zeit gesagt werden, weil es unerlässlich sein wird, daß die Presse ganz anders als bisher die Künste (die bildenden und das Theater) berücksichtigt. Mit gelegentlichen Kritiken, gar solchen, die nur Werturteile enthalten, ist es nirgends getan. Es kommt vielmehr darauf an, der Welterschaft auf mancherlei Weise die Auseinandersetzung mit der Kunst und mit ihren Künstlern vorzubereiten, die künstlerische Anschauung zu üben und das Kunstgefühl zu läutern.

Auf diesem Gebiete ist gerade auch der badischen Künstlerschaft gegenüber viel gut zu machen. Die Pflichten der Presse gewinnen schließlich auch noch unter dem Gesichtspunkte eine gehobene Bedeutung, als anspruchsvolle, auswärtige Künstler (wenn auf solche zurückgegriffen werden muß) weit eher einer Berufung an die Kunstschule Folge leisten werden, wenn sie die Gewißheit haben, daß sie ein reges, vielseitiges, von einer schöpferischen Presse beflügeltes Kunstleben erwartet.

Ein Teil nur der staatlichen Kunstpflege in der Südwestecke des Reiches auf vorgeschobenem Posten ist die Erneuerung unserer Kunstschule. Nicht minder entscheidend wird die Regelung sein, die für die Leitung der Kunstschule getroffen werden wird, weil auch hier schwere Sünden auszugleichen sind und Versäumtes nachzuholen ist. Aber darüber hinaus muß es auch — — — — —, eine produktive Galeriepflege herbeizuführen, die nicht nur den Grundgedanken der Sammlung und der wirklichen Bereicherung der Bestände in die Tat umsetzt, sondern auch die ruhenden Werte lebendig erhält und von sich aus und auf ihre Weise dem Kunstleben Nahrung zuführt.

Gustav Rommel / Scheibhardt

I.

„In den Gräsern kispelt's leise,
Grüßend geht uns alter Zeit
Durch die Wipfel der Kastanien
Jagdgeräusch und Seelenleid!“

(G. v. Beroldt, Scheibhardt.)

Mit der Eingemeindung von Bulach hat die Hauptstadt Karlsruhe auch das Gebiet des ehemaligen markgräflich Baden-Badenschen Jagdschlusses und Hofguts Scheibhardt in ihren Bannkreis gezogen. Die Wogen der verkehrreichen Großstadt schlagen nun an eine einst so einsam, ja romantisch gelegene Stätte, an einen kreisförmig befestigten, durch Wall und Graben geschützten Gutshof, der aus einem Ringwall hervorgegangen, im Wandel der Zeiten zum Fürstentum wurde.

Das markgräfliche Lust- und Jagdschloß Scheibhardt hat seine Glanzzeit längst hinter sich; keine Fürstlichkeiten reiten dort mehr mit glänzendem Gefolge aus zur fröhlichen Jagd, verklungen ist der Ruf und das Halali der Jagdhörner, vorüber der Zauber rauschender Feste in den Sommernächten, und auch über die dort einst still geweinten Tränen einsamer Fürstinnen ist die Zeit hinweggegangen.

Die Geschichte kennt Scheibhardt seit Jahrhunderten. Ein Gang durch die Siedelung soll vorbereiten auf die Darstellung ihrer Vergangenheit.

Inselartig und fast kreisrund hebt sich Scheibhardt als malerisches Bild aus der Landschaft zwischen Wasser, Wald und Wiesen heraus, 116 Meter über dem Meer und 3 bis 4 Meter höher als seine nähere Umgebung gelegen. Trotz der nahegerückten Eisenbahn, der elektrischen Leitungen mit einem übertriebenen, dem Naturschutz hohnsprechenden Reklamegestell und der vorüberziehenden belebten und autobefahrenen Landstraße, liegt das Hofgut auch heute noch still und für sich, mauerumgeben, wie in Abwehr gegen eine laute Nähe und die Außenwelt.

Der Seitenweg von der Landstraße Weiherheim-Bulach-Ettlingen, der bald hinter der Mariengrotte jenseits der Bahnlinie abzweigt und in gerader Linie auf die Südseite von Scheibhardt zieht, war ehemals der alte Ettlinger Hauptweg. Von Mauern und Graben umgeben, liegt Scheibhardt, eine tiefburgartige Anlage. Eine Steinbrücke mit vier Bogen, flankiert von zwei Linden, der Abschluß einer schnurgeraden, aus der Richtung von Raftatt kommenden Waldstraße, der sogenannten Guck-Allée, führt über den nun teilweise trocken liegenden Wallgraben zum südlichen Tor, dem ehemaligen Haupteingang. Zwei niedliche Torhäuschen mit runden Fenstern stehen rechts und links angelehnt an Brücke und Wall in Verbindung mit dem Portal, durch das man in den kastanienbestandenen Hof eintritt.

Das Schloß stellt einen Barockbau dar mit Erdgeschloß (Souterrain), Hauptstock und einem Mansardenstock in dem gebrochenen hohen Dach. Vorder- und Rückfassade sind gleich gegliedert. Der Hauptstock hat 15 Fenster in der Front. Das äußere Kleid des Schlosses harret noch besserer Zeiten, um die notwendige Wiederherstellung erfahren zu können. Die Mitteleingänge zum Schloß, zur säulengeschmückten Vorhalle im Erdgeschloß, werden nicht mehr benutzt, der Zugang ins Innere ist heute an den beiden Seiten. Vom Erdgeschloß mit den gewölbten Gängen führen in den Eckanbauten Seitentritten zum Hauptstock, der Beletage, mit den hohen Räumen, von denen der Saal in der Mitte des Gebäudes das Hauptinteresse in Anspruch nimmt. Hier sind noch die schönen eleganten Rokoko-Stuckaturen vorhanden, das Deckengemälde zeigt einen fliegenden Adler. Ein reizender alter Ofen steht noch neben neuzeitlichen Dingen in dem vor kurzem unter Leitung von Dr. Hirsch durch Malermeister Zöllner geschmackvoll wieder instand gesetzten Saal. Einzelne der übrigen Zimmer weisen noch Reste von Stucko und Kaminen auf. Die ehemalige Haupttreppe ist heute verbaut.

Hübsche Baumgruppen beschatten den rückwärtigen Schloßhof, dessen Nordseite von Gärten und im Halbrund gestellten Dekonomiegebäuden umrahmt ist. In der Mitte ist der Durchgang zum Gutshof, an den Enden der Nebengebäude stehen rechts und links dem Schloße näher zwei mit Nischen ausgestattete Pavillons, einst als Küchen- und Jägerpavillon bezeichnet. Die Nische des östlichen ist mit Kieselstein besetzt, ihr Giebel mit Rokokozierat versehen. Neben der Nische noch eine alte Sonnenuhr. Der westliche Pavillon ist schmucklos. In seine Nische ist ein Fenster eingebaut. Rote Farbreste weisen auf den einstigen Anstrich hin, den auch das Schloß trug.

Der ganze nördliche Teil des Scheibhardter Anwesens dient landwirtschaftlichen Zwecken. Der Dekonomiehof enthält neuere Gebäude, wie Gutsvorwalterhaus, Scheunen und Ställe, Remisen. Zu ihm führt von Karlsruhe-Bulach her über eine Steinbrücke von zwei Bogen der nördliche Eingang, heute als Hauptzugang zu Scheibhardt benutzt. Dort steht außerhalb des Ringwalls noch der alte Schaffstall (Schaffstauer). Auch beim südlichen Eingang liegt außerhalb des Berings südwestlich von der Brücke noch ein älteres Gebäude, das sogenannte Jägerhaus (Forstergut), ein zweites gleiches (ehemalige Kavalleriehäuser), das gegenüber auf der anderen Seite der Allée lag, ist seit Jahrzehnten (nach 1850) verschwunden.

Der ehemalige See um Scheibhardt ist heute versandet und zu Aedern und Wiesen geworden. Seine einstige Ausdehnung ist auch jetzt noch gut erkennbar. Das Gewann ist heute „im See“ benannt. Auf der Westseite wird noch ein Stück des alten Befestigungs-

gangsgrabens bei der Eingangsbrücke vom Krebsgraben, dem ehemaligen Seegraben, bewässert; ein kleiner baumumsäumter Weiher mit einem Inselchen ist entstanden. Die andern Teile, drei Viertel des Ringgrabens, dagegen liegen heute trocken und dienen Weidewecken.

Die Wallmauern sind in ihrem ganzen Umfang gut erhalten, zum größten Teil in alter Höhe von über fünf Metern. Die zum Hofgut gehörenden Acker und Wiesen liegen unmittelbar um die Siedelung herum als zusammenhängende Fläche.

Wohl die älteste noch vorhandene Ansicht von Scheibhardt findet sich auf einem Ettlinger Gemarkungsplan (Gen.-Landes-Archiv) aus dem Jahr 1563, gezeichnet von dem Maler Christoph Hessel. Auf der Darstellung ist die befestigte kreisrunde Fläche Scheibhardts zu drei Vierteln von einem See umgeben, durch das andere Südostviertel hängt das Hofgut mit dem Land zusammen, jedoch noch getrennt durch einen Wallgraben, über den zwei Zugangsbrücken führen. Die Haupteinfahrt ist von Süden (Ettlingen) her über eine Brücke mit Torbau, welchem gegenüber etwa in der Mitte des Ringes das Hauptgebäude der Siedelung steht, ein ziemlich großer Trakt mit Tordurchfahrt unter einem Turmaufbau nebst weiteren unregelmäßigen Anbauten. Fünf größere Gebäude, wohl hauptsächlich für Landwirtschaftszwecke dienend, verteilen sich auf die nördliche Hälfte des Hofes. Zu einem dieser Bauten auf der Ostseite an der Mauer führt die zweite Zugangsbrücke aus der Richtung von Bulach her. In dem See, der ebedem einen „Umkreis von zwei Stunden“ hatte, liegen etliche kleine Inselchen und ein Entenhäuschen. Außerhalb der Umwehrung, westlich vom Haupteingang, ist ein rechteckiges, ummaueretes, von einem Graben durchzogenes und mit einem Tor versehenes Gelände dargestellt, auf dem vier größere und vier kleinere Bauten, wohl Scheunen und Ställe, stehen. Im Osten schließt ein umzäunter Baumgarten an den See an, südlich in der Schindlach liegt eine Eisgrube.

Aus dem 17. Jahrhundert ist kein Bild von Scheibhardt bekannt, das die inzwischen eingetretene Umgestaltung der Siedelung wiedergeben könnte. Eine Ansicht und ein Plan der weiter veränderten Anlage nach der Erbauung des Jagdschlösses zu Anfang des 18. Jahrhunderts und seinem Umbau ist aus dem Jahr 1742 erhalten, gezeichnet in fein aquarellierter Ausführung von dem badischen Hofarchitekten Janoz Krohmer.

Weitere ältere Bilder von Scheibhardt aus dem 16. Jahrhundert mögen sich vielleicht noch im Inventar der Großherzoglichen Schlösser befinden; es konnte darüber noch nichts erfahren werden.

Aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ist eine sehr hübsche Ansicht Scheibhardts vorhanden, die sich auch in Stein- und Kupferdruck auf den „Kavvorten“ der einstigen Hofgutsverwaltung an das Großh. Oberstallmeisteramt findet. Das Bild stammt von dem Maler Th. Schuhmann und ist von C. F. Müller lithographiert. Man sieht darauf die ganze Ostseite des befestigten Ortes mit Mauern, Graben und Brücke (Südeingang), im Ring das Schloß heraussehend. Im Vordergrund weidet der Gutschäfer seine Schafe, unter einem Baum steht mit einigen Ziegen die Hirtin. Ein friedliches, idyllisches Bild, das an die romantische Zeit erinnert.

Eine Zeichnung vom Jahr 1846 in einer Handschrift (Nr. 499) des Großh. Fideikommisses zeigt Scheibhardt mit seiner Nord-eingangsbücke von Bulach her mit dem Blick auf den Deconomiehof, dahinter das Schloß aufragend. In der Ferne die Berge des Schwarzwaldes. Im Vordergrund außerhalb des Walls die Schafschauer. Ein Heuwagen wird eingefahren, Röhre weiden auf den Wiesen. —

Ältere Pläne und Veraine (17./18. Jahrhundert) verzeichnen unmittelbar um Scheibhardt herum, teilweise zur Markung Bulach, Beierthelm und Ettlingen gehörig, folgende Flurnamen: Im See, Kleinsäcker, Seewiesen, Fischweihewiesen, Röhweide (obere und untere), Krebsgraben und seine Fortsetzung der Petersgraben (ältere Bezeichnung im 15./16. Jahrhundert lautet Pfettergraben), Brückleswiesen, Lohwiesen, Thiergarten, der Landgraben (Malscher), der Pürschweg, Bulacher Wald (Kohlackerwald), Guth oder Wald, die Durcheden, Plom (oberer, langer), die Linie (Ettlinger Linie), der Erlengraben, Schindlach (obere und untere), Schindgraben, Bertel, Schmallen, das Neubruck, das obere, mittlere und untere Feld. —

Zur Geschichte von Scheibhardt*). Auf dem Hochgestade eines vorgeschichtlichen Seitenarmes des einst am Ostrand der Rheinebene hinfließenden stark verästelten stinzig-Murgflusses entstand die Vertikalität Scheibhardt. Durch Ausnutzung der Wasserläufe ringsum ward die erhöht liegende Stätte vielleicht schon von keltischen Siedlern vor der Römerzeit in eine fast kreisrunde Form gebracht und als Ringwall, Fliedburg benutzt.

Diesen Stützpunkt in der Ebene kannten sicher auch die Römer, als sie die Gegend um Mühlburg und Ettlingen besiedelten; ihre Hauptallstraße führte westlich in der Nähe von Scheibhardt vorüber. Eine Verbindungsstraße zwischen Mühlburg und Ettlingen berührte jedenfalls Scheibhardt, zweifellos den Weg, der in nachrömischer Zeit weiter bestand und im Mittelalter als „Scheib-

harter Weg“ in Urkunden genannt wird. Vorgeschichtliche und römische Spuren haben sich bis heute in Scheibhardt selbst noch nicht mit Sicherheit feststellen lassen, das Gelände unterlag im Laufe der letzten Jahrhunderte zu häufiger Veränderung durch Bautätigkeit. Germanische Siedler übernahmen nach der Völkerwanderung den Ringwall in der wasserreichen Landschaft und gaben ihm den Namen, der der Form der Vertikalität entspricht und in seiner ältestbekannten Schreibweise „Seibenhart“ lautet: sciba = Scheibe, Kreis; hart = Wald, eine kreisrunde Fläche im Wald. Ein Guts- und Bauhof (grangia) entstand, auf dem wohl schon im frühen Mittelalter zur Zeit der Gauverfassung ein Vornehmer des Ufgaues saß. Wahrscheinlich war dieser Hof nachher im Besitz des Klosters Weizenburg, das den ganzen Gau christianisierte und in vielen Dörfern des Umkreises Besitz hatte, den es hauptsächlich den Grafen von Eberstein als Lehen auftrug. Aus dem Jahr 1150 stammt die erste urkundliche Erwähnung Scheibhardts. In den Annalen des berühmten und reichen Klosters Hirsau wird im Jahre 1150 als Lehensmann des Berthold von Eberstein ein Burkhard von Seibenhart genannt, der auch Besitz in Singen bei Wilsferdingen hat. Berthold von Eberstein war der Gründer des Cisterzienser-Klosters Herrenalshaus, an das wohl schon vor dem Jahr 1177 der Ebersteiner Lehensguthof Scheibhardt überging.

Nabezu 300 Jahre hatte Kloster Herrenalshaus den Hof inne. Im Verlauf dieser Zeit ließ sich das Kloster von den Päpsten im Jahr 1177, 1213 und 1216 und nachher von den Landesherren jeweils seinen Besitz bestätigen und stellte ihn unter den Schutz der geistlichen und weltlichen Mächte. Seit dem 11. Jahrhundert, als die Grafenschaft Ufgau an das Geschlecht der Zähringer kam, und sich in den alten Herzogtümern Schwaben und Franken mit dem Verfall der Gauverfassung neue Herrschaftsbezirke bildeten, gehörte Scheibhardt unter der Schutzherrschaft der Ebersteiner Grafen zur alten Markgrafschaft Baden als der Landesherrschaft. Unter Markgraf Rudolf I. (1243—1288), der als Landesherr mit der Organisation seiner Markgrafschaft begann, erscheint Scheibhardt in badischen Urkunden. Der Markgraf, der 1283 die Burg Alt-Eberstein und Zubehör erworben hatte, bestätigte unterm 23. Juni 1286 dem Kloster Herrenalshaus den aus Ebersteinschem Besitz herrührenden rechtlichen Erwerb von Scheibhardt und befreite den Gutschef von Lasten und Abgaben an die Markgrafschaft. Kloster Herrenalshaus hatte dafür aber den Scheibhardt benachbarten badischen Dörfern auf der oberen Hardt, wo es Weiderechtigung hatte, alljährlich den Rindsfasel und den Zuchtbock zu stellen. Diese Verpflichtung des Klosterhofs Scheibhardt für die Nachbardörfer war wie an vielen Orten der Ausgangspunkt häufiger Streitigkeiten, sei es, daß der Fasel nicht rechtzeitig oder gar als nicht genügend brauchbar gestellt wurde, sei es, daß Uebergriffe in der Weidewirtschaft vorkamen. Hauptsächlich mit Ettlingen, Mörsch (seit 1306 gleichfalls herrenalshausisch) und Forchheim traten Zwistigkeiten in dieser Beziehung jahrzehntelang hervor. Dabei gingen dem Kloster Herrenalshaus nach und nach verschiedene Rechte verloren, schon weil auch wegen der Schutzherrschaft über das Kloster zwischen Eberstein und den badischen Markgrafen Unstimmigkeiten herrschten. Kloster Herrenalshaus scheint dadurch allmählich keine rechte Freude mehr an Scheibhardt gehabt zu haben, vollends als Markgraf Jakob I. von Baden (1431—1453) bei dem Hof das wasserreiche Gelände zu einem großen See erweiterte, um da in Verbindung mit den Gottesauer Fischweihern Fischzucht zu betreiben (um 1450). Das war natürlich den Scheibhardter Aedern und Wiesen nicht von Vorteil, und so entschloß sich der Abt Johann von Herrenalshaus im Jahr 1454 den Klosterhof Scheibhardt „mit Wald, Wasser, Wonne, Wende, Aedern, Matten, velden, bischen und allen andern nuzungen, gerechtigkeiten und zugehörden“ der Stadt Ettlingen zu überlassen gegen einen im Moosaltal gelegenen Waldteil, die Schmide genannt, und gegen ein Aufgeld von 400 fl. rheinisch.

Zu Herrenalshaus Zeit saß auf dem Klosterhof Scheibhardt gewöhnlich ein Mönch als Verwalter oder Pfleger, der Hofmann besorgte die Bewanung des Gutes. Im 15. Jahrhundert war eine Zeitlang ein abgesetzter Abt des Klosters Pfleger des Hofes. Das Gutsgebäude hatte Räume für Abt und Mönche, wenn diese da Einkehr hielten. Eine Kapelle war gleichfalls vorhanden für die geistlichen Herren und für das Gutspersonal, wie auf allen größeren Höfen der Cisterzienser, die vornehmlich Landwirtschaft trieben. Mit dem Erwerb des Hofgutes durch die Stadt Ettlingen gingen auch die Rechte der Kapelle über. Der Hof hatte seine Markung und eigenen Frieden.

Ob nicht schon damals auf markgräflicher Seite Interesse am Erwerb von Scheibhardt bestand wegen der dort zuvor angelegten Fischweihers und der Jagdberechtigung ringsum, ist zweifelhaft. Seit der Errichtung des Fischsees nach 1440 schaltete in Scheibhardt ein Seemeister oder Seefnecht als markgräflicher Bediensteter. Es werden die Seemeister Peter Sabich, Hermann Zupen, Hans Von genannt. Sie wohnten anfangs zu Bulach. Die Seemeister konnten nach Belieben den See stauen, wobei häufig die Scheibhardter und Ettlinger Felder überschwemmt wurden, oder sie konnten ihn ablassen und trocken legen, um dann zu heuen. Der See wurde vom Malscher Landgraben und vom Krebsbach gespeist. Die Fische mußten im Fronweg von Einwohnern der fünf oberen Hardtdörfer ins Schloß zu Ettlingen oder Basen-Baden gebracht werden. Im Jahr 1480 wurde eine große Streitfache zwischen Ettlingen und dem Seefnecht ausgetragen wegen des Weidgangs, den die Ettlinger bis zu einem gewissen „Ziel-

*) Hauptsächlich nach Urkunden und Akten des General-Landes-Archivs Karlsruhe.

baum" (Grenzpunkt) am See beanspruchten, was aber vom Seefnecht bestritten wurde. Ein großes Zeugenverhör ward angestellt, aus dem man erfährt, daß sogar die Busenbacher und Reichenbacher ihre Pferde seit alten Zeiten auf den Scheibhardt zur

Weide getrieben haben und dafür 4 Pfennige für je ein Pferd und Woche zahlten; auch die Bulacher und Beiertheimer bestätigten, daß sie die Roßweide früher vom Klosterpfleger, nachher von der Stadt Ettlingen gekauft hätten.

Wilhelm Schäfer / Der Cellospieleer

Er war in den guten Jahren ein Solist gewesen, der Tausende von Herzen rührte mit seinem herrlichen Cellospiel und den die Blinde der Bewunderung schon rühmten, bevor sein Bogen an die Saiten rührte. Doch hatte ihn der Ruhm und alle Sühigkeit der Töne nicht behütet, aus einem schwarzen ein ergrauter Mann zu werden. Er stand im ersten Greisenalter, als sein Gehör nachließ, so daß die Töne wohl noch aus den Saiten, doch nicht mehr aus der Seele kamen, die wie mit einer Taucherglocke aus dem Geriesel sonniger Wellen immer hoffnungsloser in die Tiefen der Stille hinunter sank; bis er ganz taub war.

Da mußte er, von dem Ersparten lebend, der sein Leben lang im Lichterglanz und Jubel großer Säte gewesen war, mit seiner Frau allein in stiller Stube das Tagewerk der alten Leute tun, die sich von Schlaf zu Schlaf durch Müdigkeiten und Beschwerden, auch Schmerzen und böse Hoffnungslosigkeiten schleppen. Er trug es, wie ein altes Reitpferd seinen Milchwagen zieht, nicht in Geduld. Als er darüber ein Siebziger und ein gebücktes Männchen geworden war, das sich an seinem Stock aufstützen mußte, um nach den Vögeln oder Wolken hinauf zu sehen, starb ihm die Frau. Sie war ihm in den Jahren seiner Konzertsfahrten wenig gewesen und wurde alles mit der Gebrechlichkeit: sie hörte für ihn mit, wenn Menschen zu ihm kamen, und sprach zu ihm, wenn in den Stunden verhoelter Einsamkeit die unbefriedigten Gedanken Wolfsprünge machten.

Nun war sie fort; und als er eine Woche lang, der doch seit Jahren keinen Kirchhof mehr betreten hatte, täglich zu ihrem Grab hinaus gegangen war, wo ihr die gelben Ahornblätter schon einen Teppich auf die frische Erde gereignet hatten, und als er nicht begreifen konnte, daß sie darunter in einer Holzkiste liegen und verwesen sollte, die seinen ruhelosen Alterswünschen näher als sein eigener Körper gewesen war, indes sich die fremden Menschen mit plumper Sorgfalt in seine Stuben drängten: da ging er eines Abends selber zum Tod hinaus, weil der nicht zu ihm kommen wollte.

Er suchte ihn nicht draußen, wo die Opfer in engen Reihen auf ein neues Leben warteten, das ihre unverlierbaren Säfte, jedoch sie selber nicht mehr gebrauchen konnte. Es war aus seinen guten Zeiten noch ein verschollener Celloklang in ihm, als er im flatternden Kragenmantel durch den nassen Novemberwind auf die Eisenbrücke hinauf ging, die mit drei hohen Bögen den Rheinstrom überspannte. Da war der Sturm auch für die Augen gleichsam zu hören: wie sich die hohen Bäume in den Rheinanlagen auf und nieder bogen, wie das Wasser mit weißen Rämmen stromaufwärts schäumte und wie die stahligen Lichter an der Schiffbrücke tanzten. Er hatte stets die Kühnheit geliebt, bevor das Alter ihn schwach in den Weinen machte; doch nur, wie ein Musiker im Konzertsaal mit Tönen kühn sein kann. Auch verließ ihn die Ordnung seines auskömmlichen Lebens nicht; bevor er auf einen der dickvernielten Rücken hinauf ging, womit die Eisenbögen sich bis zur doppelten Manneshöhe aus dem Geländer hoben, legte er die schwere Uhr, den goldenen Kneifer und die Krawattennadel mit einem flachgeschliffenen Rubin sorgfältig in eine windgeschützte Ecke. Wie eine prachtvoll aufsteigende Melodie dachte er danach zur Höhe seines selbstgewählten Todes auf dem Eisenbogen hinauf zu schreiten, doch gelang es nicht, weil ihm ein Windstoß seinen Mantel über den Kopf aufjagte. Seine zitternden Greisenhände konnten sich nicht halten an dem nassen Eisen; er glitt gleich aus und stürzte durch den leeren Raum hinunter in den quirlenden Strom. Es war noch in der letzten Dämmerung; so sahen verspätete Spaziergänger aus den Rheinanlagen das Bündel von der hohen Brücke herunterfallen und auf dem Strom, kaum unter sinkend, abwärts treiben. Sie liefen und riefen nach der Schiffbrücke hinunter, und weil der starke Gegenwind am Mantel noch immer aufgebauscht Bispel fand, trieb er so langsam, daß sie ihn wirklich noch aufsuchten. Er hatte nicht mehr als zehn Minuten im Rhein getrieben und war mehr durch den Sturz als durch geschlucktes Wasser vom Bewußtsein. Sie brachten ihn in eine von den Raststätten auf der Schiffbrücke und brauchten nicht lange an ihm zu reiben, da schlug er schon die welfen Augen auf. Er mochte meinen, in einer andern Welt zu sein: als er die nassen Kleider fühlte, besann er sich und wollte zornig werden. Seine Schwäche hinderte ihn daran, so sing er an zu weinen; und wenn die Retter etwas von seinem ersten angstvollen Blick verstanden, war es die Frage: Warum habt ihr mich nicht treiben lassen im Wasser, das schon eins mit mir geworden war?

Es gelang den Ärzten, denen so viel junges Leben unter den Händen stirbt, ihn wieder auf die alten Weine und in ein Altersheim zu bringen, darin der Tod soviel Auswähl unter stillen und verglimmten Greisen hatte, daß er ihn noch ein Halbjahr leben ließ. Es lag abseits der Stadt in einem Birkenwäldchen dicht am Rhein und war für Leute seines Standes sonst nicht eingerichtet. Da begann sein altes Holzwerk noch einen Wurzelstoch zu treiben. Sein Unglück war gewesen, daß er mit dem Gehör auch inwendig die Musik und so den Sinn von seinem Leben verloren hatte. Nun

kam sie wie ein Echo aus seinem Innern wieder. Es hatte schon in den ersten Fieberträumen damit begonnen, daß er wie einst ein Cello solo spielte; immer wieder kam da eine Wendung vor, die er niemals geübt und auch von andern nicht gehört hatte; sie durchbrach den Strom von einer tiefen Melodie mit quirlenden Klängen, wie wenn aus einem fließenden Wasser ein Strahl aufbräche, der immer wieder von der Strömung fortgenommen wurde und doch nicht ruhen konnte. Mit seiner mahligen Gesundung verschwanden solche Klänge nicht; und als er in der Wintersonne schon wieder um das Birkenwäldchen herumspazierte, stand er oft still an seinem Stock und sah sich staunend um, weil er die Töne eines Klaviers in klarer Schönheit hörte. Wenn Wolken auf den Hügeln lasteten, kamen Orchesterklänge; er brauchte nur am Strom hinaufzugehen, wo er den Wellenwind an seinen Händen spürte, und schon warfen sich die Geigenbögen in den Trompetenklang. Wenn er sich dann auf eine Bank hinsetzte, die unter einer hohen Pappel auf einer Art Bastel am Ufer stand, und vor der Helligkeit des Wassers die Augen schloß, zog die Musik in Massen zu ganzen Sinfonien auf. Manchmal war er selber der Dirigent davon; und wenn es ihn ganz überschüttet hatte, kam er in einer Glückseligkeit nach Haus, die seine Pfleger erst kopfschüttelnd und schließlich schmunzelnd bemerkten. Am meisten lächelten sie, als er mit Eigensinn darauf beharrte, sein Cello zu haben; denn nichts war wunderlicher, als das Geträchze der aufgeregten Saiten anzuhören und das glückstrunkene Gesicht dazu zu sehen. Er hatte es nicht ungern, wenn jemand zugegen war, und keiner brachte übers Herz, dem tauben Greis nicht zu versichern, daß sein Spiel herrlich gewesen wäre.

So machte ein verwehtes Echo die alten Stunden dieses Virtuosens hell, der wieder jung und feurig trotz seinen alten Knochen dabei zu werden schien und zuletzt in einer Selbstbeglückung die Seele bis in die vertrockneten Winkel mit Glanz erfüllte.

Er war an einem Märzabend, als es Vollmond werden wollte und der ungestüme Wind die Wolkenschatten von Ufer zu Ufer warf, noch zu der alten Bastel hinaus gewandert. Man ließ ihn gehen, weil man die Harmlosigkeit von solchen Gängen kannte, obwohl der Rhein Hochwasser führte. Es war so hell, daß vom andern Ufer die Bäume deutlich zu erkennen waren, dahinter weithin die dunklen Bindungen der Täler in blauen Bergen. Der Wind kam vom Gebirge und jagte die bläulich-weißen Wolkenslappen im Mondlicht so vor dem dunklen Himmel hin, wie wenn Eisshollen raschbewegt auf einem schwarzen Wasser trieben. Wie da der alte Mann von Klängen angefüllt selig in der bewegten traumhaften Helligkeit der Frühlingsnacht dasah und landwärts sah, wo eine Kette hoher Bäume in die Unendlichkeit zu ragen schien: wurden in der Kälte der hohen Luft die Wolken kleiner und kamen ihm wie Schneetreiben vor, das in die Zweige dieser Bäume wehte und immer wieder darin verging. Darüber merkte er zum erstenmal, wie das, was er in diesen Monaten nur für Erinnerungen fremder Musik gehalten hatte, eigene Musik und gleichsam ein geheimnisvoller Widerklang aus der in Wind und Licht bewegten Natur in seiner Seele war; denn wie die Schneewolkenslappen da oben die Zweige überwehten und dennoch unwirklich darin verschwanden, so überschütteten ihn die Töne, nicht in unwirklicher Ferne, sondern greifbar nahe. Wie er das erkannte und immer wieder das Thema wiederkehren hörte, das aus dem Haß durch alle Stimmen rief und sich zum Geslecht einer klaren Fuge fest verankerte: da stand der Greis mit stehenden und abwehrenden Händen auf; weil er nicht fassen konnte, daß es Musik aus eigener Schöpfung war, daß er sie aufschreiben konnte, daß er, der immer nur ein Diener fremder Kunst gewesen war, nun im *Wort* noch begnadet würde, selber ein Meister herrlicher Musik zu sein.

Da trieb es ihn wie einen Jüngling in der zitternden Angst nach Hause, daß er die Töne in der Nüchternheit verlieren und versäumen konnte, die Noten davon aufzuschreiben. Selig belastet trat er den Heimweg an, den er auf einem Kribbenweg abkürzen wollte. Er war ihn nie gegangen, weil er bisher mit seinen Stunden nicht sparsam gewesen war; nun ging er ihn, obwohl das Hochwasser nur noch den Rand von seinem Damm freiließ. Er ging ihn rasch, und ließ den Mantel flattern, er ging ihn kühn mit seiner schönsten Melodie, er ging ihn glücklich mit seinen alten Weinen, wie wenn ein Kind von seinen Büchern endlich zum Spiel hinlaufen darf. Daß er dem Tod so nahe mit seinen Schätzen kaum noch zum Auspacken kommen konnte, bedachte er nicht mehr. Der aber mußte zum andernmal, was ihm zum besten diente, und legte ihm behutsam eine alte Ankerkette in den Weg, darin der Stiefel des Verzückten sich verfang, so daß er stolperte und zwar noch auf die Kribbensteine zu liegen kam, dann aber seitwärts umfiel auf Knie und Hände — so wird ein Hund im Spiel von Kindern umgeworfen — und mit dem Rücken in den Strom hinunterstürzte, der ihn damals grausam wie einen leeren Sack getragen hatte und ihn mit seiner vollen Frucht nun gütig zum Kontrapunkt der Weltmusik hinunter sinken ließ.